



Georg Kohler
Lichtwechsel
51 Gedichte

rüffer & rub literatur

rüffer & rub literatur

Georg Kohler
Lichtwechsel
51 Gedichte

Der Autor und der Verlag bedanken sich für
die großzügige Unterstützung bei

Elisabeth Jenny-Stiftung

Der rüffer & rub Sachbuchverlag wird vom Bundesamt
für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre
2016–2020 unterstützt.

rüffer & rub literatur

Erste Auflage Frühjahr 2020

Alle Rechte vorbehalten

© 2020 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich
info@ruefferundrub.ch | www.ruefferundrub.ch

Bildnachweis Umschlag:

© Dimitrije Tanaskovic | stocksy.com

Bildnachweis Autorenporträt:

© Isolde Ohlbaum

Schrift: Filo Pro

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Papier: Cordier spezialweiß, 90 g/m², 1.75



ISBN 978-3-906304-64-9

Inhalt

Vorwort	7
1 Fünf Gedichte	12
2 Lichtwechsel	18
3 Ich träumte, ich finde ein Haus	24
4 Auf Ithaka	32
5 Morgenlandfahrt	40
6 Die Verschiedenen	58
7 Stills	66
8 Sieben Gedichte	74
9 Unterwegs	86
Allegria oder: Über die Dankbarkeit	100

Vorwort

Gedichte können viele Formen haben; als komplexe, von genauen Regeln definierte Gebilde, als dramatische Balladen, die inhaltliche Spannung mit drängelndem Versrhythmus verbinden, als sprachmusikalische Texte, deren Einheit von Bild und Gefühl aus Stimmung Gedanken bildet und aus Gedanken den Moment einer endlich gelungenen Welt:

»Füllest wieder Busch und Thal / Still mit Nebelglanz ...«

Gedichte spielen als revolutionärer Gesang auf Bühnen oder sie wohnen sehr leise in der Seele als Nachklang einer fast vergessenen Liebe (Brechts »Erinnerung an die Marie A.«), was sie aber stets, trotz ihrer formalen Vielfalt eint, ist ihr ganz eigener Anspruch auf Intensität. Man darf auch sagen: ihr unbedingtes Bedürfnis nach Wahrhaftigkeit.

Gedichte können nicht lügen; ein falscher Ton zerstört sofort und unwiderruflich ihre Gegenwart. Was nicht bedeutet, dass ihre Versprechen ewig halten müssen – davon erzählt ja gerade die Erinnerung an die Marie A. Doch in dem Augenblick, in dem sie

da sind, sind sie nichts als der unwiderlegliche Beweis ihrer Existenz. Und so der Existenz derer, die sie zur Sprache bringen – ihrer Autoren zunächst, aber ebenso des Menschen, der sich in ihrer Präsenz noch einmal selbst entdeckt.

So viel als Fürsprache für ein knappes halbes Hundert von Texten, die eben Gedichte, also wahrhaftige Existenzzeichen sein möchten. Knapp, reimlos, in freier Rede, unmittelbar bei der Sache – und doch ein wenig über sie hinaus: bei den Fragen, die da sind, immer, wenn wir uns selbst begegnen. Und nicht zufällig steht am Anfang dieser Sammlung eine Beobachtung, die ein altes Jahr beendet und ein neues beginnt:

*»Schnee / fällt auf die Spur / einer Katze / die ich
gestern betrachtet / beim Deuten des / Krähenflugs«*

*

Dieser minimale Text sei Beispiel für meine Behauptung, mit und in Gedichten könnten wir uns selbst begegnen; eben dafür seien sie da. Doch ist das nicht ein bisschen viel verlangt von einem knappen Satz, der gerade mal fünfzehn Worte umfasst und eine – jedenfalls auf den ersten Blick – recht banale Beobachtung referiert?

Widersprechen darf diesem Einwand, wer zwei Dinge mit der Sache verbindet: die Feststellung, dass hier ein Ich spricht, das an den Anfang eines, besser: seines neuen Lebensjahres denkt, und man da-

bei zweitens eine gemächliche Lektüre vollzieht, die jede Zeile ernst nimmt – und so genügend Zeit hat, um auf die Assoziationen zu achten, die sich aus der Vergänglichkeit von Schnee im Blick auf das allmähliche Verschwinden einer noch vor Kurzem intensiv wahrgenommenen Gegenwart ergeben. Ziemlich schnell, glaube ich, kann einem dann zum Thema werden, was mit uns geschieht, wenn wir unserer eigenen, sehr scheinbaren Ständigkeit im Fließen der Zeit innewerden: Wann und wie lange sind wir selbst überhaupt *da* – und nicht schon gewesen oder noch gar nicht hier ...?

Das ist eine simple Frage und eine tiefgründige Erfahrung zugleich.

Nicht umsonst erinnert Heraklits Spruch – einer der Sätze, mit denen das westliche Philosophieren beginnt –, wonach niemand zweimal in denselben Fluss steige, diese bemerkenswert einfache und weitertreibende Einsicht, die einen nicht mehr loslässt, wenn man sie einmal verstanden hat: Wer sind wir selbst denn eigentlich, wenn wir Heraklits Gedanken weiterdenken?

Es ist ja nicht allein das wegströmende Wasser, das jede genaue Wiederholung verweigert; auch wir selbst sind nicht mehr dieselben, wenn wir heute noch einmal sein möchten, was wir gestern waren. Identität wird, so gesehen, zur Illusion.

Die Silvesterkatze im Schnee macht dem betrachtenden Ich des Neujahrtags nicht nur klar, was –

ständig sich ändernd – immer gleich bleibt, sie zeigt zugleich, dass wir Menschen vor einer stets offenen Zukunft zu bestehen haben, die uns vieles erhoffen und vielleicht noch mehr befürchten lässt. Darum, weil wir verletzbar, fragile, der Freundlichkeit der Welt ausgelieferte Wesen sind. – Und dabei kommt mir nicht mehr ein griechischer Denker, sondern Stings Song in den Sinn:

»On and on the rain will fall / Like tears from a star, like tears from a star / On and on the rain will say / How fragile we are, how fragile we are.«

Ich gebe zu, all die jetzt vorgeschlagenen Gedanken sind nirgends vorgeschrieben; sie *müssen nicht* einfallen. Sie finden einen – oder eben nicht. Doch diese Zufälligkeit und Fragilität gehört zum Gedicht wie zu jeder ästhetischen Botschaft: die eben dadurch selbst schon das ist, wovon sie spricht – zerbrechlicher Wunsch, gehört, irgendwie verstanden und gedeutet zu werden. Wirkliches Dasein und Intensität haben alle auf ästhetische Sensibilität angewiesenen Dinge nur im Zusammenklang mit denen – den mitspielenden anderen –, die sie zur wirklichen, das heißt: wahrgenommenen Botschaft machen. Ein Gedicht, das nicht gelesen und gedeutet wird, besitzt so wenig Gegenwart wie Musik, die niemand spielt und hört.

*

Wir sind, was wir sind, nur im Austausch mit der Welt und mit denen, die uns begegnen. Das gilt für Gedichte nicht weniger als für Menschen. Daher formuliert noch das kleinste Kunstwerk wie dieser unscheinbare Sechszeiler den unbescheidenen Anspruch auf achtsame Nachdenklichkeit. Ohne sie ist er tatsächlich nichts als eine ziemlich banale Notiz.

Nicht zufällig, wie gesagt, habe ich ihn an den Anfang einer Sammlung gestellt, die ihren Sinn nicht zuletzt als vorläufiges Resultat eines nicht ganz kurzen Lebens gewinnt; nicht als Ergebnis biografischer Anstrengungen (so wichtig nimmt sich der Autor nicht), jedoch als Ausdruck der Konzentration auf die Stimmungen, Grundrhythmen und auf die in der Form reimloser Laut- und Sprachfiguren sagbaren Gedankenwelt dieser einen Person, die ich nun eben zu sein habe. Absicht auf Belehrung ist damit nicht verbunden, sondern lediglich der Wunsch nach Gehör – weil *»ein Gespräch wir sind / Und hören können voneinander«*.*

Georg Kohler

* Nach den Zeilen aus Friedrich Hölderlins (nicht abgeschlossener) Hymne »Friedensfeier«.

1
Fünf Gedichte

Schnee
fällt auf die Spur
einer Katze
die ich gestern
betrachtet
beim Deuten des
Krähenflugs

Zürich, 1.1.1968

Nichts von blauem Wind
Spatzenlärm macht einsam
die Sehnsucht ist eingesperrt

die Apfelbaumblüten schrumpfen
die Tulpen sind klein und rund
die Zweige frösteln –
ein sinnloser Tag
ich versuche

Gedichte zu schreiben.

Zürich, 12.4.1968

Damals, Pier Paolo, bist du dabei gewesen
unbemerkt und sehr zufrieden.

Es war
einer der Augenblicke da
man nichts übelnimmt
und alles gleitet ganz
ohne Angst zu ertrinken
schwimmend über den Spiegeln
und träumt
so wach zu sein
wie einmal am Anfang
wie im Mutterleib das Kind.

Lucca, 12.4.1986